

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **25 (1943)**

Heft 22

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Interessiert Sie das?

Nur 100,000 Einwohner kamen im Jahre 1936

Ehecheidungen

in:	
Deutsches Reich (ohne Oesterreich)	74,2
Oesterreich	92,9*
Belgien	37,2
Dänemark	86,2
Frankreich	52,5
England und Wales	4,9
Schweden	12,9
Niederlande	37,6
Nordwegen	32,7
Schweizen	45,9
Schweiz	77,2

* Einschließlich der Trennungen von Ehebündnis und der Wiederverheiratungen.

sichung stand, sondern weit mehr mit anderen, irrationalen Gründen, die nicht oekonomisch zu erklären sind, so wenig, wie die seit zwei Jahren anhaltende leichte Annahme der Geburten.

Mit andern Worten: es sind nur in kleinstem Maße wirtschaftliche und finanzielle Beihilfen, die zur Gründung und Aufzucht großer Familien anregen. Ehestandsdarlehen würden deshalb wohl keine wesentliche Vermehrung der Geburten bringen. Auch die Frage der Arbeitsbeschaffung durch Ehestandsdarlehen ist sehr problematisch; als der Kanton Baselstadt vor einigen Jahren dem Kaiser Wilhelmshafen durch besondere Zuschüsse zu vermehrtem Absatz verhelfen wollte, protestierten gleich die billiger liefernden Firmen anderer Kantone und drohten sogar mit dem Boykott baselischer Erzeugnisse, in dem die Maßnahmen nicht sofort aufgehoben wurden. Dies geschah auch, weil man offensichtlich den gewünschten Erfolg nicht herbeiführen konnte. Ganz ähnlich würde es auch bei der Ausrichtung von Ehestandsdarlehen sein. d. h. sie würden nur zu einem kleinen Teile den Kaiser Wilhelmshafen zugute kommen. Mit der Arbeitsbeschaffung ist es also auch nicht weit her.

Alles in allem kann gesagt werden, daß die Aufhebung der Mittel in keinem Verhältnis zu dem zweifellos sehr geringen Resultat stehen würde und deshalb eine solche Neuerung besonders in Krisenzeiten nicht eingeführt werden sollte. Es gibt andere Maßnahmen, wodurch den känderrreichen Familien geholfen werden kann, und dies wird durch den Kanton Baselstadt auch in großzügiger Weise schon seit Jahren getan: durch Steuererleichterungen, durch Beiträge an die Prämien der Krankens- und Altersversicherung, durch Wohnraumzuschüsse an die Mietzinsigen, durch Stillbräuterei, durch Abgabe verbilligter Lebensmittel und verbilligter Seisaterialien, durch eine großzügige Ferienbetreuung von Schulkindern und manche andere sehr wertvolle Hilfestellungen. Der für sorgfältige Arbeit, bei dem Ehestandsdarlehen verbunden ist, kann auch durch solche Maßnahmen sehr gut erreicht werden.

Deutsche Trauungen

Niemals ist man so tief dankbar für einen Sonntag in friedlichen Land, als wenn man die letzten Bestimmungen erfährt, wonach heute in Deutschland eine Frau imstande ist, einen Mann zu heiraten, der bereits verheiratet ist, und mit einem Toten... kann aus das Schwärze heutiger Lebensformen oder besser unformen anstandslos zur Augen geführt werden.

Im ersten Akt der Ehe, wenn die Braut den Brautpater oben im Norden ist es Eitel, daß das Brautpater am Hochzeitstag bei seinem Mann, und mit einem Toten... kann aus das Schwärze heutiger Lebensformen oder besser unformen anstandslos zur Augen geführt werden.

Der ersten Schritt zur Auflösung jener schönen Ordnung, wonach zwei Menschen vor eine bestimmte Obrigkeit treten mußten, um einander zu heiraten, bedeutete die Abschaffung des Standesamtes in Deutschland. Heute können Soldaten oder Krankenschwestern oder auch "Nachrichtensbesseren" an der Offizier, von keine Zügelverwaltung vorhanden ist, vor einer Militärbehörde heiraten. Immerhin müssen Frau und Mann zugegen sein; auch die anderen Voraussetzungen müssen erfüllt werden: Ehefähigkeit, der Mann muß mindestens 21, die Frau mindestens 16 Jahre alt sein.

Der nächste Schritt ist die Fernhaltung n. g. Danach können "Angehörige der Wehrmacht" oder

sonstiger künftiger Formationen, die den Standort nicht verlassen dürfen, ihren Willen, die Ehe einzugehen, beim Bataillonskommandanten oder einem militärischen Vorgesetzten erklären". Sie müssen ihre Absicht schriftlich niederschreiben. Sind sie verheiratet, so kann sogar der Bataillonsarzt oder der Vorsteher einer Besondere diese Fernheiratsklärung annehmen. Die Erklärung wird nun weitergeleitet. Bis zu sechs Wochen ist sie unumkehrbar, erklärt dann die Frau im anderen Land, daß sie ebenfalls heiraten wolle, so ist die Ehe geschlossen.

Auch Gefangene können Ferntrauungen schließen. Die Niederchrift geht dann über den Bataillonskommandanten zum Konsulats jenes friedlichen Landes, das die Interessen der Heimat des Gefangenen mit Deutschland vermittelt. Sie gelangt zu der fernem Frau und ist bis zu neun Monaten gültig. Das ändert nichts daran, wenn der Mann zur Zeit, da die Frau ihre Einwilligung niederschreibt, bereits nicht mehr am Leben ist.

Eine Frau kann einen Toten heiraten... Sie kann seinen Namen erhalten, kann nach ihm den Titel „Frau“ tragen, kann ein Kind, das sie empfangt, gebären und ein Leben lang das Kind des Toten erleben. Ja, die Frau kann sogar auf diese Weise Ehegattin werden, wenn der Verstorbene die Ferntrauung nicht ausdrücklich verboten hat. Sobald die ernsthafte Absicht, zu heiraten, so kann sie sich „Frau“ nennen und seinen Namen führen. Allerdings darf sie familienrechtlich nicht erben.

Die Frau unterschreibt bei dieser Ferntrauung. Sie geht heim und feiert in ihrer Heimat den Tag, dem es ihr ihr Hochzeitsfest. Erst später erfährt sie, daß sie einen Toten heiratete... Vielleicht soll das Papier den Sinn haben, dem noch ungeborenen Kinde ein wenig Geborgenheit und Heim zu geben, während sein Vater fiel, der es hätte nähren und aufziehen können. Die Ehezeit mit einem Toten verleiht ein Band zu schaffen, zwischen dem noch ungeborenen und dem Menschen, der zerstört wird.

Irma Meili

Lebender Frauen

als. Zum eindrucksvollsten, was wir im Leben treffen, gehören die Frauen, die starke, energiegelade, fast möchte ich sagen zeitlose Frauen, die man nie ohne Arbeit antrifft und die jede Arbeit freudvoll tut — sei es in der einsamen Alp-Daße in Fels- und Schneewald oder in den blühenden Feldern im Tal, wo die gute Erde unter der südlichen Sonne brennt.

Den Fremden berührt es merkwürdig, ja sogar unangenehm, daß die Frau den zum Auswandern und Verdienstjahren geborgenen Mann bei den schwersten und anstrengendsten Arbeiten erzieht. Die Erde ist arm und hart, und das Land ist klein. Die Männer gehen, kaum aus der Schule entlassen, fort und kommen nur zurück, um eine der tapferen Frauen zu feiern; denn geht es wieder fort, denn Vater und Schwelger geben nicht genug, die Familie jakt zu machen. Der enorme Rückgang des Handels wegen der Wolframindustrie hat dem einfachen Volkstand der Täler den Garaus gemacht. Man braucht nur in ein paar der heute verlassenen Dörfern zu schauen, die vor weniger als hundert Jahren noch ein halbes Tausend Einwohner zählten, von denen mindestens 20 Prozent Handwerker waren.

Wer geliebt ist und immer bleiben wird, sind die Frauen; stumme, tapfere, harte, reine und e. d. Paule, des Weibes und des Alters. In manchen Gegenden nennt man die Frau und Mutter noch „reggina“, d. h. „Herrin“. Dieser heilige „regina“ Dialekt „Mutter“ mit einem dem Wort „regina“ (Königin). Dieser Titel ist aber nicht nur ein Ehrenzeichen, sondern auch eine respektvolle Anerkennung der Wichtigkeit der Frau im Leben des Dorfes und des Landes. Denn diese „Regentinnen“ sind Frauen, die mit männlicher Energie unermüdlich den unbedürftigen und mühseligsten Geschäften nachgehen. Man muß es gesehen haben, wie sie, mit rüstigen Holz- oder Stablaten besetzt, auf ihre Berge steigen, von wo sie nicht minder große Holzhöfen zu Tal schleppen; wie sie in den Felsen herumklettern um für ihre Tiere ein festes Palmhaus zu bauen; wie sie wieder und wieder das weiße und kostbare Mineral suchen. Dann erst versteht man, mit wieviel Mühe sie Holz auf ihre Arbeit und Verantwortung zu dürfen.

Kleine Glossen

In Meilen am Zürichsee wurde kürzlich der demokratische Parteitag abgehalten. Dazu hatte man — an sich eine gute Idee — auch die Frauen der Parteifreunde durch die Presse eingeladen. Hernach war dann zu lesen, daß nur drei (!) Gattinnen dieser Einladung Folge leisteten, die sich unter den nahezu hundert Männern sicher etwas vereinsamt fühlten. Es wurde unter anderem auch über das Leistungsbrevet der Frauen diskutiert, sondern mit dem verständigen Satz, „eine dreistündige Parteiversammlung könne nur für den interessant sein, der auch das Recht habe, politisch mit zu reden! Werden wohl die Frauen dieser und anderer Parteifreunde jemals dazu kommen, zu beweisen, daß sie wirklich es zu versammeln und erscheinen, wenn sie dann auch etwas zu sagen haben und nicht nur mit dem Strickstrumpf warten müssen, bis die Ehemänner sich wieder mit ihnen auf den Heimweg machen?

Da die Imports an Leder in letzter Zeit recht knapp geworden sind, hat sich die schweizerische Schuhindustrie entschlossen, eine Hilfsaktion durchzuführen, um für den Holzschuh zu werben. Mit Swing- und andern Schlagern wird nun dem Publikum der Holzschuh genähert. Wir haben dagegen durchaus nichts einzuwenden, denn in diesen kriegswirtschaftlichen Fällen gilt wirklich weitgehend der Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel. Dagegen erscheint es uns als reichlich schon am ecklos und verfehlt, daß man nun diese Aktion mit dem Wort „Wer mit den Schuhen klappert, nützt der Heimat!“ überschreibt. — Vor mehreren Jahren wurde für das ganze Land als Ermahnung an die Bevölkerung der ernste und einprägsame Satz geprägt: „Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat.“ In allen drei Sprachen sehr schön Klang und Rhythmus hat. Seither ist nun aber dieser ernste Satz wie ein Kitzelvers bei jeder

traurigen oder fröhlichen Gelegenheit abgewandelt worden. Wenn ein Festredner es kurz machen will oder nichts zu sagen weiß, besetzt er mit diesem Satz, wie ein Füllwort und ermet auf diese billige Weise befalliges Gelerter. Auch im Zusammenhang mit dem Sauerkraut erschien die feierliche Mahnung, und nun wird sie auf die Holzsohlen transportiert. Ist es nun nicht endlich genug der Variation? Das Motto scheint sich aber auch zu viel braucht, und vollends wenn es auf diese Weise banalisiert wird. Und gerade dieses Motto sollte sich nicht abrauchen, denn wir haben es nötig, solange Krieg ist, und solange die Behörden das Volk von überflüssigen und landesgefährlichem Geschwätz abhalten wollen. Darum nun endlich Schluß mit diesen mehr oder weniger sinnreichen Variationen, sonst könnten die vaterländisch klappernden Schuhe der Heimat noch schaden, statt ihr zu helfen.

In Italien ist bekanntlich letzten Winter das Experiment, den Unterricht zeitweise vollständig auf dem Wege über den Rundspruch zu erteilen, vor allem, um in den kältesten Wochen die Heizung der Schulen zu sparen, durchgeführt worden. Man ist dabei fest, daß der Zusammenhang zwischen Lehrer und Schülern aufrechterhalten werden konnte, daß die Schüler dieser Unterweisung gut folgten. Für ein kriegsführendes Land ist natürlich dieses Resultat erfreulich, da nun die Methode des Fernunterrichtes besonders für Kinder evakuierter Familien angewandt werden kann. Wir möchten aber doch, weil ja auch in der Schweiz der Schulfunk schon Einzug gehalten hat, prinzipiell die Frage aufwerfen und sie besonders an diejenigen unserer Leserinnen richten, die selbst Schule haben, ob ein so einseitiger Unterricht ohne die Wechselseitigkeit, die doch die Hauptsache bei allem Lernen und Lehren ist, dauernden Erfolg haben kann? Wird doch aller Wissensstoff im Gedächtnis erst gefestigt, wenn er sich in der Diskussion, in der allgemeinen Durchsprechung gelöst und gegliedert hat. Allfällige Zuschriften auf diese Frage werden wir gern im Blatt veröffentlichen.

25 Jahre

Schweizer Frauenalpenclub

Am 15./16. Mai fand in Weeb die Delegiertenversammlung des Schweizer Frauenalpenclubs statt. Die 25. jährige Tagungsort und der Tagungsort, das 25-jährige Bestehen des Clubs gefeiert werden konnte, lockten viele Mitglieder zur Teilnahme.

48 Schwestern

etwa bis dahin nie dagewesene Zahl mit ca. 300 Delegierten und Gästen waren betreten.

Im geschäftlichen Teil vom Samstagabend besprachen die Zentralpräsidentin, Madame G. G. L. E. R., vor allem die kürzlich gegründete 50. Sektion Valle und wies in ihrem Jahresbericht auf die erfreuliche Entwicklung des Clubs hin. Die Mitgliederzahl ist von 3780 auf 3841 gestiegen; fast alle Sektionen zeigen ein reges Gelingen. Die Berichte über Rechnung, Kassenabrechnung, Zentralrat, Zeitung und Jugendgruppen wurden genehmigt und zu dem letzten Traubandum mit Vergnügen von der Gründung einer weiteren Jugendgruppe durch die Sektion Kaufmanne Kenntnis genommen. Für die nächste Tagung wurde die Einladung der Sektion Dörfen angenommen, und endlich wurden als Jubiläumsgabe 1000 Franken für die Nationalalpenbestimmung. Nach mehrstündiger, intensiver Arbeit und einem darauffolgendem „Dessert“ gebotenen kleinen Vergnügungsprogramm trennte man sich lange nach Mitternacht, um bei prächtigem Mondlicht den Heimweg anzutreten.

Am Sonntagmorgen zeigte eine kleine Sturmwind die Teilnehmerinnen der frühlichen Sonntagsschau, die in der ersten Hälfte des Tages stattfand. Die Sektion Valle zeigte sich in der ersten Hälfte des Tages. Ein gemeinsames Mittagessen, an dem auch die Behörden und der SWV, Sektion Weeb, betreten waren, schloß die schöne Tagung ab, von der die Teilnehmerinnen reichen Gewinn davon trugen: Freude an der schönen Gegend und dem gastlichen Empfang durch die Sektion Weeb, berechtigten Stolz über das bisher Erreichte und treue Verpflichtung zum weiteren Ausbau des Clubs, und nicht zuletzt tiefe Dankbarkeit für die bisherige gnädige Bewahrung unserer geliebten Heimat.

Sie wieder, die große Schwester... Und sie wieder nicht, wo sie früher getan — nein, ob nicht früher war die kleine Schwester beim Spiel der langen, schönen Finger, die so kurz über die Tasten eilten, immer in Verbindung genommen, zu tanzen — nicht wieder natürlich, nicht einfach im Kreis herum wie dumme kleine Mädchen um ihren Vater, sondern als müde alte die Töne, diese abgehenden, frohimmenden Töne, aufzungen mit ihren Händen, mit ihren Armen, mit ihrem ganzen Körper und müde sie gleichzeitig wieder aufsteilen lassen durch ihr Schreien, durch das Beben und Senken ihrer Arme... Aber als sie es einmal gemacht hatte, hinter dem Rücken der großen Schwester, hatte diese ihr Spiel abgebrochen, hatte sich ihr ungeduldig und gelangt: „Um Himmels willen, Kind, was fällt dir ein? Du wirst doch nicht Tänzerin werden wollen? Wer hat dir denn diesen Unfinn in den Kopf gesetzt?“

„Niemand“, hatte die kleine Schwester entgegnet und hand da mit bängenden Armen. Ihr verwirrtes und beschämtes Gesichtchen lächelte ein wenig an der andern Herz. Es kam der großen Schwester flüchtig zum Bewusstsein, daß die Zwillingstänzerin, bei deren Geburt sie und der Zwillingstänzer schon sechs Jahre gesäht, eigentlich ein rührend beschämtes und anrüchliches Mädchenchen sei. Es kam ihr auch zum Bewusstsein, daß die kleine seit dem Tode der Mutter vor vier Jahren ein wenig unvorsichtiger Dasein führt. Das heißt, äußerlich natürlich ging ihr nichts ab. Von Erfolg war ein wenig ausgedehnte Hauswirtschaft und die kleine Schwester sah immer drein wie aus dem E. gefüllt. Ja, äußerlich war alles in Ordnung. Aber nicht? Gab das kleine Ding, wie es dastand, nicht irgendwie

verloren und verlassen drein? — Aber — sie konnte sich nicht ändern. Sie mußte ihrer Mutter leben, ihren Freunden; sie mußte reifen, interaktanten Eitelkeiten und Mitleiden bezaugen. Ja, hauptsächlich diese letztere war es, was sie beehrte. Sie hätte sie ihr Lebensgefühl heiß lieben, nie wird sie des eigenen inneren Reichthums fähig werden, als wenn sie der Arm eines ansehnlichen, etwas abgewandten Mannes freiließe. Wie sollte sie das Welt finden für die kleine Schwester, die hier ja auch gewiß keineswegs erwartete, denn sie bina ja ohnehin schon mit einer nahezu beseitigenden Liebe an ihr, der großen Schwester.

Mit einem abgemessenen Nicken hatte sich die große Schwester von der kleinen weggenommen, und wieder waren die abgehenden Töne aufzunehmen, die von der kleinen Schwester aufzungen und wieder genehen werden wollten. Aber sie hatte sich heiß gemacht, hatte die Hände so fest geballt, daß ihr die Fingerringel über die Haut schämten, und danach war sie leise aus dem Zimmer gegangen und in den Garten hinunter gestiegen.

Der verstand sie immer. Der war immer da als Tröster. Und der kleine Quell, der über den wunderlichen gütigen Mosestisch rannte, war wie ein Freund und auch der Wind und auch die Trauerweide, deren Zweige im Frühling wie gelbes Nadeln wuchsen.

Die kleine Schwester lies viel, und es war niemand da, der ihre Schritte überdeckte hätte. So sollte sie sich, nachdem sie über wieder und wieder geleseenen Kinderbüchern überdrüssig geworden, Band um Band aus der großen Schwester Bücherstanz, und wenn sie auch längst nicht alles verstand, was sie

aus diesen Büchern in sich aufnahm, und wenn ihr auch immer wieder schien, als bangte zwischen ihr und dem Gelesenen ein unburchbarlicher Schleier, es ward ihr doch klar, daß das Beben der Erwaachenen viel Bedrückendes und viel Belastendes besaß, und mühsamer graute ihr, selbst erwachsen werden zu müssen und in all diese dunklen Gesinnungswelten einzutreten zu müssen.

Einmal hatte sie in der Schwester Bücherstanz ein kleines rotgebundenes Buchlein gefunden. Als sie das Titelblatt aufschloß, las sie die Worte: „Mimmethe. Von Theodor Storm, und in einer prächtigen wunderlichen Erzeugung wiederholte sie halblaut: „Mimmethe — Mimmethe — oh das Kind, das Kind, das muß eine kleine Schwester sein, das muß eine kleine Schwester sein, die in sich genommen und hatte es neben dem kleinen Quell im Garten ausgebreitet gelesen und war dabei froh und traurig zugleich gewesen wie nie zuvor im Leben, und zuletzt war ein stiller Gedanke in ihr aufgebrochen: „Einmal werde ich auch ein Geschick schreiben, das die kleine Schwester gehabt, einmal — wenn ich groß bin, und dann ist es gar nicht so schlimm, wenn man groß wird...“ Es ist noch besser als Trauen, wenn man Geschickchen schreiben kann. Und ich will solche Geschickchen schreiben wie dieser Theodor Storm — ja, das will ich.“

Sie hatte das kleine rote Buch nicht in der großen Schwester Bücherstanz zurückgelassen. Sie hatte es unter ihr Kissen gefohlen, und am andern Morgen, als sie ihre Schritte überdeckte, trug sie es in ihrer Hand wie ein Heilig. Sie wollte es nicht etwa einer Freundin zeigen, denn sie hatte keine Freundin, obwohl sie eine wohlgeleitete Klavierschülerin war. Sie konnte sich nur nicht trennen von dem kleinen

Buch, das sie immer wieder ausführen schien; einmal wußt sie auch Wiederholungen schreiben — Geschickchen, wie ich eine bin. —

Auch jetzt, als die kleine Schwester den Kopf aufrichtete von ihrem Blumenbett hob, lag das kleine Buchlein in ihrer Hand. Es trocknete sie bei dem Gedanken, wie sie die Geschichte in der Geschichte bein gelesen, bis zur Stelle, wo Reinhard, der Elisabeth liebt, erkennt, daß ihm ein anderer Vorwurf nicht leben.“ „Elisabeth, ich kann den selben Vorwurf nicht leben.“ sagt er, auf das Gesicht des andern weichen...

Die kleine Schwester, die auf der Erde stand, dem schwarzen Spiel der großen Schwester lauschte, lauschte die meisten Kinderbände innehaben und hatte gesagt: „Ich kann den selben Vorwurf nicht leiden...“ Ja, so ist das, genau so... Ob, warum ist er gekommen? Und zuerst war alles ab, und er machte sie froh, und so viele Blumen hat er geschickt — und nun kommen keine Blumen mehr, gar keine und sie ist wie die Elisabeth in der Geschichte so traurig — und wenn ich nur kein feine — aber ich weiß schon, sie denkt, die kleine Schwester, ist so klein und versteht nicht — sie weiß ja nicht, daß ich alles, alles verstehe — aber wie soll ich ihr das sagen, wenn sie es nicht weiß...“

Und die kleine Schwester atmet nach dem nächsten Buch. Sie hat und trocknet sie ein wenig in der Hand, grab sie es foratam ein und drückte die Erde darum fest, und hinter hand sie auf und besaß das Beet, und immer immer sie beobachtet hätte, hätte erlaubt, ein in sein Tum wölft unversintenes Kind zu leben. —

Nach dem Abend, nachdem sich der Vater in sein Zimmer zurückgezogen, sagte der Bruder zur

